



## Ein revolutionärer Perspektivwechsel und die tragische Schuld der Kirche oder: Von der Notwendigkeit und Unmöglichkeit zu hören, ohne zu deuten

von Holger Zaborowski

Revolutionär ist der Perspektivwechsel, der sich in diesen wenigen Zeilen des Grundtextes des Forums 1 des Synodalen Weges zeigt: Die Kirche „muss auf die Stimme derer hören, die von kirchlichem Machtmissbrauch betroffen waren und sind. In ihnen wird nach dem Zeugnis der Hl. Schrift (Mt 5,1–12; Mt 25,31–46) die Stimme Christi vernehmbar. Ihr Schrei ist ein besonderer ‚locus theologicus‘ für unsere Zeit.“ Dieser Perspektivwechsel war notwendig, lange schon. Er erfolgte spät, in vielen Fällen zu spät. Er folgt der radikalen Botschaft des Evangeliums, und trotzdem

war und ist er umstritten, weil es in ekklesiologischen Fragen für viele immer noch einen unbedingten Primat der überlieferten Strukturen gibt. An bestimmten Machtverhältnissen darf man nicht rütteln. Festgefügte Strukturen zeigen sich als sakrosankt. In diesem Text wird aber ausdrücklich gefordert, die Kirche müsse „die Strukturen, in denen sie ihre Macht lebt, immer neu auf den Prüfstand stellen“.

Der Fokus auf traditionelle Strukturen erklärt auch den Streit darüber, ob man vom „Lehramt der Betroffenen“ sprechen dürfe. Warum denn eigentlich nicht? Ließe sich nicht damit die Autorität unterstreichen, die man nun – endlich – den Betroffenen zuspricht? Was wäre an einer solchen Metapher – denn darum handelt es sich – falsch? Zeigt nicht gerade die Ekklesiologie, wie metaphorisch theologische Rede sein kann? Nein, sobald es lehramtlich wird, muss Distanz gewahrt bleiben. Unterschiede müssen markiert werden, damit es nicht zu Missverständnissen kommt. Das Ringen um einen angemessenen sprachlichen Ausdruck führte dazu, den „Schrei“ der Betroffenen als einen „locus theologicus“ zu verstehen. Das ist kein schlechter Ersatz für das „Lehramt der Betroffenen“. Die Dramatik dieser Rede verweist darauf, dass sich dieser Schrei nicht mehr überhören lässt. Dass er zur Kenntnis zu nehmen ist. Dass ihm als „Ort“ der Theologie eine besondere Bedeutung zukommt. Dass er Theologie und Glauben, Kirche und Amt, Macht und Strukturen zu ändern hat. Dieser Schrei steht, das zeigen diese Zeilen auch, im Schatten des Schreis Christi. In ihm klingt das Kreuz, die Gottverlassenheit Jesu, sein Gebet in Todesangst nach. In den Betroffenen zeigt sich nicht nur die Stimme Christi, sondern Christus selbst. Das ist irritierend für alle, die Christus gerade dort nicht suchen (wollen) und die allzu oft auch noch sein Sich-Zeigen zu beherrschen suchen.

Und doch bleibt eine Ambivalenz – gerade auch in diesen Worten, die sich um eindeutige Stellungnahme bemühen, die ernst nehmen, was so lange verdrängt und verleugnet wurde, und die zum Hören gemahnen, wo bis vor kurzem die kirchlichen Ohren auf taub gestellt waren. Denn gerade mit der Positionierung des Schreis, seiner Verortung und Deutung findet auch eine Einordnung statt. „Locus theologicus“ ist – wie ja auch „Lehramt“ – eine theologische Kategorie. Somit wird der Schrei – und das heißt: nicht etwas Anonymes, sondern konkrete schreiende Menschen – durch die Kirche in ureigenen Begriffen interpretiert. Die Kirche kommt um diese Deutung nicht herum. Ja, sie muss, wenn sie das Skandalon des Missbrauchs wirklich an sich heranlässt und sich dadurch in ihrem Innersten verwundbar macht, es genau in einer solchen Weise deuten. Was geschehen ist, darf ihr nicht äußerlich bleiben. Sie kann und darf es sich nicht mehr fernhalten. Sie muss sich, so schwer dies ist, darum bemühen, den Betroffenen aus ihrer eigenen Logik heraus gerecht zu werden. Denn auf dem Spiel steht nichts, das sich für sie allein in der Sprache rein weltlichen Rechts oder einer säkularen Moral fassen ließe (so unverzichtbar diese Sprachen sind!).

Und doch wird die Kirche durch ihre Deutung wieder schuldig (und dies nicht, weil sie, wie manche Kritiker des Synodenpapiers argumentiert haben, die Opfer und ihr Leid kirchenpolitisch instrumentalisiert habe). Könnte nicht genau diese theologische Deutung die Betroffenen erneut verletzen? Allein die Möglichkeit, dass dies eintreten könnte, verstrickt die Kirche in eine weitere Schuld, von der sie sich nicht freisprechen kann. Gerade die Aufarbeitung von Schuld kann weiter in Schuld verstricken. Die Tiefe dieser Schuld, die man tragisch nennen kann, insofern sie unvermeidbar ist und sich aus oft besten Intentionen ergibt, ist noch längst nicht erfasst. Denn vielleicht wollen die

Betroffenen nicht mit „lehr-  
amtlicher“ Bedeutung geadelt oder  
theologisch verortet werden. Vielleicht können sie schon  
lange nicht mehr mit dem Psalmisten oder Jesus „Mein  
Gott, mein Gott, warum hast Du mich  
verlassen?“ beten. Vielleicht können sie es nicht  
ertragen, wenn in ihrem ureigenen Schrei die Kirche  
auch noch die Stimme Christi entdeckt. Vielleicht haben  
sie selbst noch keine Deutung dessen, was ihnen wider-  
fahren ist. Vielleicht fehlen ihnen selbst die Worte und  
Kategorien. Vielleicht finden sie keinen Gott mehr.  
Vielleicht suchen sie auch nicht mehr nach Gott.  
Vielleicht wollen sie alles Mögliche – nur nicht mehr  
Gott erfahren. Vielleicht haben sie jede Hoffnung  
verloren und wissen selbst nicht mehr, wo sie eigentlich  
sind, wie sie Orientierung finden können, welche neuen  
Wege sich ihnen erschließen können.

In einem Interview mit DIE ZEIT hat Martin Schmitz,  
der Sprecher des Beirates der Münsteraner Missbrauchs-  
studie, kritisch auf Folgendes verwiesen: „Die Bischöfe  
kämpfen um Deutungshoheit.“<sup>1</sup> Zeigt sich in dieser  
Kritik nicht eine Mahnung an die gesamte Kirche,  
nämlich nicht vorschnell zu deuten und in dieser  
Deutung zumindest implizit – und manchmal sogar  
gegen die ausdrücklich geäußerte ehrliche Intention –  
erneut eine Hoheit zu beanspruchen? Schmitz spricht  
in diesem Interview auch davon, dass er in seiner  
Erfahrung des Missbrauchs „gnadenlos“ überfordert  
gewesen sei. Kann man von außen – als Mensch, der  
nicht betroffen ist, – ermessen, was mit dieser „Gnaden-  
losigkeit“ verbunden ist? Was diese Erfahrung für einen  
Menschen, sein Leben, seinen Glauben, seine  
Beziehungen, seine Entscheidungen bedeutet? Und  
wird man als nicht betroffener Mensch je alles hören  
können? Denn vielfach werden Betroffene nur – auch  
darauf verweist Schmitz – anderen Betroffenen gegen-  
über Vertrauen fassen können. Müsste die Kirche also

nicht noch mehr hören? Darum bitten, überhaupt hören  
zu dürfen, ohne schon verstehen zu können oder zu  
dürfen?

Es wäre an den Betroffenen selbst, wenn sie denn  
dies wollen und können, zu erzählen – ein jeder selbst,  
mit eigener Stimme. Ihnen obliegt die Deutung. Nur sie  
können sich positionieren und ihren Ort angeben.  
Entsprechend äußert sich der Historiker Thomas  
Großbölting, der Leiter der Münsteraner Missbrauchs-  
studie: „Der eigentliche Gestus der Kirche in der  
momentanen Situation selbst müsste meines Erachtens  
sein, als schuldbewusste Institution die Betroffenen  
darum zu bitten, ihre Positionen und ihre Vorstellungen  
für den Umgang mit sexuellem Missbrauch, Wieder-  
gutmachung und Vergleichbares zu formulieren. Im  
zweiten Schritt wäre es dann an der Kirche darauf zu  
hoffen, dass sie von den Betroffenen aufgefordert wird,  
in diesem Prozess auch eine aktive Rolle zu  
übernehmen.“<sup>2</sup>

Wie mit der Ambivalenz, dem Dilemma, dass die  
Kirche deuten und verstehen muss, und dies doch noch  
gar nicht kann und darf, umgehen? Welche Sprache  
bietet sich an? Vielleicht stellt das, was geschehen ist,  
was Menschen im Namen Gottes erfahren mussten,  
das kirchliche und theologische Selbstverständnis noch  
radikaler in Frage, als wir heute zu denken vermögen.  
Vielleicht ist der Schrei der Betroffenen ganz ortlos oder  
nicht auf einen Ort zu reduzieren. Vielleicht eröffnet  
er einen dezidiert „nicht-theologischen“ Ort? Vielleicht  
sprengt er all die räumlichen Metaphern, mit denen wir  
uns – innerhalb (!) und außerhalb (!) der Kirche –  
verorten und Sicherheit zu gewinnen versuchen.  
Vielleicht kommen in ihm ganz neue Koordinaten zur  
Sprache? Der Anspruch des Anderen – liegt er nicht  
gerade darin, dass er zu Worte kommt, ohne dass seine  
Worte schon in ein Gedankengerüst eingeordnet werden

können? Kann die Kirche das aushalten? Würde sie  
damit nicht jede Hoffnung aufgeben? Oder würde  
gerade dies – sich radikal dem leidenden Anderen und  
seinem Schrei auszuliefern und darauf zu warten, vom  
Anderen zum Denken und Handeln eingeladen und auf-  
gefordert zu werden – nicht ein radikales Zeugnis der  
Hoffnung auf Gott sein können? Könnte sich Gott nicht  
gerade dort, wo alle Ordnungssysteme und  
Deutungsschemata zerbrechen, zeigen? Und verfängt  
sich diese Frage nicht erneut in der Schuld, dass immer  
auch verstanden und eingeordnet werden will, was man  
hört, dass aber nicht alles, was man hört, schon  
verstanden und gedeutet werden darf – erfolgte dies  
auch in allerbesten Absicht?

## Endnoten

- 1 Die Zeit vom 09. Juni 2022, Christ und Welt, S. 2.
- 2 <https://www1.wdr.de/nachrichten/interview-grossboelting-100.html> (Stand: 20. Juni 2022).

